

Verbundkatalog Kalliope

Die Schrift an der Wand. Erika Mann spricht über Klaus Manns Autobiographie "Der Wendepunkt".

Mann, Erika

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden.

Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt.

Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus

Literaturarchiv

Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia im Hildebrandhaus:

Literaturarchiv

Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Januar 1953
Bayrischer Rundfunk

- 1 -

Dies ist der Sommer des Jahres 1942, - ein ungewöhnlich heisser Sommer im Osten der Vereinigten Staaten. In seinem kleinen New Yorker Hotelzimmer sitzt ein jüngerer Mensch am Schreibtisch, - fast möchte man sagen, ein junger Mensch, wäre sein helles Haar nicht schon stark gelichtet. De facto ist Klaus Mann jetzt 34 Jahre alt. Die Hitze, infernalisch am Tage, wird nachts noch schlimmer. Keine Kühlung, kein Hauch vom Meer. Nur der sengende ^{Atem} Hauch der Hochhäuser, in deren getürmtem Gemäuer sich die ganze ~~Glut~~ Glut des Tages zu akkumulieren scheint. Wer irgend kann, ist in kühlere Regionen entflohen. Der am Schreibtisch ~~harrt~~ aus. Pflichten, die er selbst sich aufgeladen, und deren Erfüllung ihm nun unerlässlich scheint, halten ihn fest.

Ausnahmsweise ist es nicht die Schreibmaschine, die er vor sich hat. Er kritzelt, stiehlt sich ein wenig Zeit für sein Tagebuch.

"Die Stunde ist ernst;" schreibt er unterm Datum des 10. August; "Ich weiss um den Ernst der Stunde. Ich will ein ernstes Buch schreiben, ein aufrichtiges Buch. Ich bin müde aller literarischen Klischees und Tricks. Ich bin müde aller Masken, aller Verstellungskünste. Ich will nicht mehr lügen. Ich will nicht mehr spielen. - Die ernste Stunde - das ist die Stunde der Konfession."

Der heisse Tag, die heissere Nacht vergehen. Am 11. August hat der Buchplan deutlichere Gestalt gewonnen. Nur, dass der Schreibende im glühenden Käfig noch des Zuspruchs bedarf und der Ermutigung. Da niemand nah ist, ihn zu beraten, berät er sich mit dem Tagebuch. Er schreibt:

"Jedes ehrliche, genaue Zeugnis zählt und hat Gewicht. Warum sollte meines wertlos sein?

Jedes Menschenleben ist zugleich einzigartig und repräsentativ; in jedem persönlichen Schicksal, jedem individuellen Drama spiegelt und variiert sich das Drama einer Generation, einer Klasse, eines Volkes und einer Zeit. -

Was für eine Geschichte ist es denn, die ich zu erzählen habe? Die Geschichte eines Intellektuellen zwischen zwei Weltkriegen, eines Mannes also, der die entscheidenden Lebensjahre in einem sozialen und geistigen Vakuum verbringen musste: innig aber

erfolglos darum bemüht, den Anschluss an irgendeine Gemeinschaft zu finden, sich irgendeiner Ordnung einzufügen: immer schweifend, immer ruhelos, beunruhigt, umgetrieben, immer auf der Suche

Die Geschichte eines Deutschen, der zum Europäer, eines Europäers, der zum Weltbürger werden wollte; die Geschichte eines Individualisten, dem vor der Anarchie fast ebensosehr graut wie vor der Standardisierung, der 'Gleichschaltung', der 'Vermassung'; die Geschichte eines Schriftstellers, dessen primäre Interessen in der ästhetisch-religiösen Sphäre liegen, der aber unter dem Druck der Verhältnisse zu einer politisch verantwortungsbewussten, sogar kämpferischen Position gelangt. - Meine Geschichte - möglichst ehrlich, möglichst genau ist sie aufzuschreiben, mit all ihren zeitbedingten, zeitcharakteristischen Zügen, mit ihrer besonderen und aparten Problematik. (Der Schatten des väterlichen Ruhmes auf meinem Weg ..., ja, das gehört auch hinein.)" -

Er hat sie aufgeschrieben, diese Geschichte, - auf englisch erst; da hiess sie "THE TURNING POINT". Diesen Titel, "DER WENDEPUNKT", behielt er bei, als er, Jahre später, sich anschickte, dem Bekenntnisbuch eine neue, deutsche, wesentlich erweiterte Form zu geben. Dazwischen aber - zwischen der Fertigstellung des "TURNING POINT" und dem Beginn der Arbeit am "WENDEPUNKT" - liegt eine Zeit, da er, der seit seinem 6. Jahre schrieb, wie andere atmen und essen, am Schreiben keinerlei Genüge mehr findet. Kaum ist Amerika im Kriege, beginnt er seinen zähen, mit grösster Leidenschaft geführten Kampf um seine Aufnahme ins amerikanische Heer. - [Die Army, jedoch,

Wenn
mohr
["Ich will in die Armee", schreibt er damals. "Ich will Uniform tragen wie die anderen. Ich will kein Aussenseiter, keine Ausnahme mehr sein. Endlich darf ich mich einmal mit der Majorität solidarisch fühlen. Jeder Amerikaner sagt heute: 'Schluss! Schluss wollen wir ~~machen~~ machen mit dem Vieh in Berlin!' Ich habe den gleichen Wunsch."]

Aber die "army" ist exklusiv, sie ist sehr wählerisch. Klaus ist noch nicht Amerikaner, er ist nicht mehr ganz jung; auch einen sportlichen Eindruck macht er leider durchaus nicht. Vielmehr ist es ein Intellektueller, ein "Aighbrow", der da Eingabe auf Eingabe macht. Leute, die denken, sind verdächtig

in allen Armeen der Welt, und wenn sie nun gar dienen wollen, erscheinen sie doppelt suspekt. Ein ganzes Jahr vergeht, eh' man ihn endlich nimmt, - ein Jahr voll von Arbeit, Hoffnungen, und Zweifeln. Letztere freilich überwiegen, - nicht was den Ausgang des Krieges betrifft, - seiner war er, waren wir sicher, selbst zur Zeit von Hitlers grössten Triumphen. ~~Keinen Augenblick haben wir seinen Sieg für möglich gehalten, nie glaubten wir, dergleichen wäre "zulässig" und könnte statt haben.~~ Nein, - die Zweifel, die ihn quälen, gelten der Zeit nach dem Kriege, sie umkreisen den Frieden, der da kommen soll. Am 13. März 1942 beginnt das zehnte Jahr unseres Exils.

4 Zeilen
"Ein Jubiläum!", schreibt er aus diesem Anlass. "Werden wir, werde ich jemals wieder in Deutschland leben? Wohl kaum. ~~Übrigens scheint mir die Frage, was mich betrifft, eigentlich nicht mehr von grosser Wichtigkeit.~~ Ich bin zu weit gegangen, als dass an Rückkehr noch zu denken wäre. Ich muss weitergehen, - vorwärts, nicht zurück, - oder ich verliere den Weg und gehe in die Irre. - Die alte Heimat findest du nicht mehr, auch eine neue ist dir nicht beschieden. Die Welt ist deine Heimat: eine andere hast du nicht. - Die ganze Welt wird meine Heimat sein: gesetzt, es gibt noch eine ganze Welt nach diesem Kriege Heimkehr oder Exil? Falsche Problemstellung! Überholte Alternative! Die einzig aktuelle, einzig relevante Frage ist: wird aus diesem Kriege eine Welt erstehen, in der Menschen meiner Art leben und wirken können? Menschen meiner Art, Kosmopoliten aus Instinkt und Notwendigkeit, geistige Mittler, Vorläufer und Wegbereiter einer universalen Zivilisation, werden entweder überall zu Hause sein oder nirgends. In einer Welt des gesicherten Friedens und der internationalen Zusammenarbeit wird man uns brauchen; in einer Welt des Chauvinismus, der Dummheit, der Gewalt gäbe es keinen Platz, keine Funktion für uns. Wenn ich das Kommen einer solchen Welt für unvermeidlich hielte, ich folgte noch heute dem Beispiel des entmutigten Humanisten Stefan Zweig Aber warum sollte das Schlimmste immer unvermeidlich sein? Ich bin nicht ohne Hoffnung." - Und in Klammern fügt er hinzu: "(Hoffnung als Pflicht. Hoffnungslosigkeit als Schwäche.)"

~~Wie~~ Wie immer handelt er seinen Einsichten gemäss: Hoffnung als Pflicht! Schliesslich erzwingt er seine Aufnahme in die Armee. Er, der Zivilist par excellence (~~und neunjährig hat er sich auf vielen Tagebuchseiten zum Pazifismus bekannt!~~), Klaus, der nie das Skifahren so recht erlernte, weil es ihm widerstand, Befehle auszuführen und kamen sie von einem Skilehrer, den er dafür bezahlte, ^{Klaus} wird Soldat. Aber noch als solcher, wie leicht, daheim in den Staaten oder irgendwo in der Etappe, hätte er's zum Leutnant, Kapitän und Major gebracht an irgendeinem Schreibtisch. Doch er besteht darauf: ich will ^{immer} an die Front. Und das seltsame geschieht: dort, ^{und immer den Tod vor Augen} "im Einsatz", gelingt es ihm, von den Zweifeln die tödlichsten vorübergehend zum Schweigen zu bringen. Ja, zum ersten Mal, ^{unser} vielleicht, seit den Tagen ^{seiner} Kindheit ist er beinahe glücklich.

Im Spätsommer 1945 wird er in Ehren entlassen. Die Arbeit am "Wendepunkt" beginnt. Im April 1949 schickt er das Nachwort an den Verlag. Am 21. Mai eben dieses Jahres geht er aus dem ^{Welt} Leben - wortlos. Seine Beichte ist abgelegt.

Das Buch "DER WENDEPUNKT" ist das 25., das unter seinem Namen erschien. Es ist das erste, das ihn hier, in Deutschland, zeigt, wie er war (ich sage nicht, wie er geworden war, - denn was man nicht ist, kann man nicht werden). Hier kannte man ihn, der ^{sieb} sechzehnjährig einen Novellenband ^{in Druck gab} erscheinen liess und, unbekümmert um Lob oder Tadel, fortfuhr, den literarischen Markt mit den zahlreichen Produkten seiner Feder zu ^{versorgen} versorgen, als "naseweisen Sohn eines berühmten Vaters" (so formuliert er's im "WENDEPUNKT"), als einen, der "sich abzappelt, um doch nicht ganz übersehen zu werden", und der auch den Skandal nicht scheut als Mittel, Aufsehen zu erregen. Selbst wer ihn besser verstand, mochte ihn leichtfertig nennen, und indem er sein frühes ego einer strengen Prüfung unterzieht, nennt er sich selber so. Achtzehn- und neunzehnjährig - es ist wahr - hatte er schon begriffen; dass der Schriftsteller, der dem Wort und dem Geist Verschworene, höchstverantwortlich ist dem Leben gegenüber und sogar in Dingen der Politik. Doch im "WENDEPUNKT" weiss er: ich habe ^{anfangs} sie nicht schwer genug genommen, meine Verantwortung.

415

"Mein Irrtum war es ", schreibt er da, "dass ich mich an diese Schicksalshaften Fragen - die politischen - wagte, ohne dass sie mir wirklich auf den Nägeln brannten, mir wirklich zum Teil des eigenen Lebens, des persönlichen Dramas wurden... Ich glaubte lange - bis zum Jahre 1933, um genau zu sein - dass das Politische sich gleichsam mit der linken Hand erledigen liesse, wie eine 'Fleissaufgabe'. Aus einem naiven Pflichtgefühl heraus, widmete ich meine 'Freizeit' den entscheidenden Problemen der Epoche. Wie sollte mein Beitrag überzeugend und wirkungsvoll sein? Er war nicht mit Leiden bezahlt."

Später war er es - mit Leiden, und mit dem Leben zum Schluss. Von den Kapiteln, aus denen ich lesen möchte, spielt das erste noch daheim, in den Jahren 1930-1932. Es heisst:

" DIE SCHRIFT AN DER WAND."

"Unsere Welt", erinnert sich der Schreibende, "war bedroht. Von wem? Wie lautete der Name dieser Gefahr? Wir weigerten uns noch immer, zuzugeben, dass irgendeine politische Partei, eine Bande von Abenteurern und Fanatikern, die sich prahlerisch als 'Nationalsozialisten' bezeichneten, dazu im Stande sein sollten, den gesamten Bestand abendländischer Werte und Traditionen in Frage zu stellen. In unserer Bedrängnis und Ungewissheit durchsuchten wir die Geschichte nach Analogien, mit deren Hilfe die eigene Situation sich leichter verstehen und ertragen liess. Unser Freund Bruno Frank gehörte zu den ersten, die es unternahmen, die noch halb latente Krise erzählerisch zu deuten. In seiner 'POLITISCHEN NOVELLE' sind es zwei Staatsmänner - ein französischer und ein deutscher -, Aristide Briand und Gustav Stresemann, wenn man denn will, - die das ihnen anvertraute Erbe - das Erbe Griechenlands und des Christentums - leidenschaftlich zu verteidigen suchen gegen den ewigen Widersacher unserer Gesittung, den andrängenden Barbaren, den Perser. Der Begriff der Perser steht hier für alles, was mit unserer Konzeption der Menschenwürde unvereinbar, alles, was ihr aggressiv/konträr ist. Die Werte und Gegensätze, um die bei Salamis gekämpft wurde - es sind die gleichen, um die es nun ging. Die Perser kommen.... Der Angst- und Kampfruf der Hellenen hat nichts von seiner schicksalhaften Aktualität verloren."

Aber Geschichte ist Variation und Entwicklung des mythischen Modells - nicht seine Wiederholung. Diesmal war es kein äusserer Feind, der den Sturm auf die Akropolis wagte: die Gefahr kam von innen, in unserer Mitte wuchs die teuflische Saat. Wir standen entsetzt, gelähmt, angesichts dieses unheilvollen Wucherns.

Das Gift kulturfeindlicher Reaktion korrumpierte nicht nur das politische Leben, sondern begann auch schon auf die Gesinnungen und Ideen der sogenannten 'liberalen' Intelligenz zersetzend einzuwirken. Der Blut- und Boden-Kult, die böartige Akzentuierung biologischer Werte auf Kosten der geistigen, die Überschätzung des Instinktes und der Intuitionen samt der dazu gehörigen Unterschätzung der Kritik, all diese Symptome der fascistischen Infektion liessen sich nicht nur in der rechts-radikalen, nationalistischen Presse konstatieren, sondern auch im anspruchsvollen Jargon modischer Philosophen und Literaten.. Es war peinlich, das masochistische Schmunzeln zu sehen, mit dem jüdische Kritiker die Bekenntnisse nationalistischer Finsterlinge als 'wertvolle Zeitdokumente' priesen, während man Bruno Frank's schöne und wichtige Briand-Novelle gelangweilt abtat. So sägten die links-gerichteten Intellektuellen mit selbstgefälligem Kichern den dünnen Zweig ab, auf dem sie gerade noch sitzen durften. Wer sich ins Fäustchen lachte, war der Doktor Göbbels.

Ich war kein Moralist, noch empfing ich Bestechungsgelder von einer Republik, die ihre Kasse für ostelbische Grundbesitzer, rheinische Industrielle, und das liebe Militär reservierte... Aber die ordinäre Hast, mit der so viele meiner Kollegen den Anschluss ans 'Kommende', nämlich an die kommende Barbarei, suchten und fanden, erschien mir unschicklich bis zum Degoutanten. So benahm man sich nicht, wenn man sich dem^m Geist verpflichtet fühlte, wenn man Schriftsteller war. Ein französischer Literat, Julien Benda, hatte für diese skandalöse Perversion der Intellektuellen die Bezeichnung 'La Trahison des Clercs' geprägt; im vorhitlerischen, Hitlerreifen Deutschland wäre eine so treffende Formulierung niemandem eingefallen. Ja, es ist schlimm und traurig genug, wenn der Böse die Laien, das unwissende Volk verführt; Aber unendlich widriger ist der obszöne Flirt zwischen Erzfeind und Priester. Eben dies war es, was im Deutschland jener finalen Phase vor Ausbruch des 3. Reiches leider nur zu häufig geschah. Die Priester, das heisst, die

Intellektuellen (nicht alle, aber die meisten!) biedernten sich beim Antichrist an: beim Widersacher des Geistes, der Freiheit, der Gesittung.

Bei manchen, - wie bei Gottfried Benn, dem grossen Poeten und nietzsche-trunkenen Dermatologen, - war diabolische Sympathie im Spiele. Andere setzten ihren Stolz darein, auch noch dem Todfeind gegenüber 'objektiv', 'verständnisvoll', 'gerecht' zu bleiben. Stefan Zweig gehörte zu diesem Typus. Ich mochte ihn, schätzte ihn als Schriftsteller und Freund, war ihm dankbar für die ermutigende Teilnahme, die er meiner Arbeit entgegenbrachte. Es gefiel mir an ihm, dass er so aufgeschlossen, so sensibel und tolerant, so 'eminent pazifistisch' war (um mich eines Ausdrucks zu bedienen, den er einmal im Gespräch mit wienerisch nasaler, sammetweicher Stimme auf sich selber anwandte). Aber auch aus Konzilianz und Gerechtigkeitsliebe kann man gefährlich irren, wie Stefan Zweig es tat, als er die Katastrophe der Septemberwahlen 1930 in eine 'begrüssenswerte Revolte der Jugend' umzudeuten suchte. Diese denn doch gar zu 'eminent pazifistische' Auffassung reizte mich derart, dass ich ihr entgentreten zu müssen glaubte. In einem Offenen Briefe schrieb ich an Stefan Zweig:

'Es gibt auch ein Alles-Verstehen-Können, eine Bereitwilligkeit der Jugend gegenüber, die zuweit gehen. Ich spreche das aus, und bin selber jung. Ein grosser Teil meiner Altersgenossen - und der noch jüngeren - hat sich mit einem Elan, der dem 'Vorwärts' vorbehalten sein sollte, für das 'Rückwärts' entschieden. Das dürfen wir unter keinen Umständen gutheissen. Unter gar keinen Umständen.

Sie tun es, wenn Sie den grauenerregenden Ausgang der deutschen Reichstagswahlen eine vielleicht unkluge, aber im Innersten natürliche und durchaus zu bejahende Revolte der Jugend gegen die hohe Politik nennen. Ihre schöne Sympathie für das Jugendlische an sich lässt Sie, fürchte ich, übersehen, worin diese Revolte besteht. Was wollen die Nationalsozialisten? Nach welcher Richtung radikalisieren sie sich? Darauf schliesslich käme es doch an. Radikalismus allein ist noch nichts Positives, und nun gar, wenn er sich so wenig hinreissend manifestiert wie bei unseren Rittern vom Hakenkreuz.... Es ist also so, Stefan Zweig, dass ich meine eigene Generation vor Ihnen preisgebe, oder wenigstens den Teil der Generation, den Sie gerade entschuldigen.

Zwischen uns und denen ist keine Verständigung möglich; übrigens sind jene die ersten, die irgendeine Verständigung mit Gummiknütteln ablehnen würden. Mit ~~Psychologie~~ Psychologie kann man alles verstehen, sogar Gummiknütteln. Ich wende sie aber nicht an, diese Psychologie. Ich will jene nicht verstehen, ich lehne sie ab. Ich zwingen mich zu der Behauptung, obwohl sie gegen meine Ehre als Schriftsteller geht, dass das Phänomen des hysterischen Neonationalismus mich nicht einmal interessiere. Ich halte es für nichts als gefährlich. Darin besteht mein Radikalismus. - - Der Jahrgang ~~1910~~ 1902 konnte sagen: 'La guerre - ce sont nos parents.' Wie, wenn der Jahrgang 1910 sagen müsste: 'La guerre - ce sont nos frères...'? Dann wäre die Stunde da, wo wir uns bis ins Innerste zu schämen hätten, einer Generation angehört zu haben, deren Aktivitätsdrang, deren Radikalismus also, sich auf so schauerliche Weise verkehrt und ins Negative verwandelt hätte.' "

Klaus Mann war ganze 24 Jahre alt, als er dem soviel älteren, soviel "arrivierteren" Zweig diesen Offenen Brief zu bedenken gab. Und hatte er nicht hundertmal recht? Gewiss. Aber rückblickend ist er alles andere als stolz auf seine Haltung.

"So weit, so gut", schreibt er. "Fraglich bleibt, ob ich meinerseits berechtigt war, mich als politischen Experten und Repräsentanten der 'guten Sache' aufzuspielen. Was tat ich selber zur Besserung und zum Schutze unserer so sehr schutz- und besserungsbedürftigen Demokratie? Wo war mein eigener Beitrag zur Rettung der gefährdeten Republik? Welcher kämpferischen Tat oder sozialen Leistung konnte ich mich rühmen?"

Unbestreitbar, ich war gegen Hitler - von Anfang an, unbedingt, ohne irgendwelche Vorbehalte psychologisch-pazifistischer oder diabolisch-paradoxer Art. Selbst meinem wachsamsten Todfeind würde es nicht gelingen, in all meinem Geschreibsel eine einzige Passage zu entdecken, die der Nazi-Philosophie, dem Nazi-Geschmack in irgendeinem Sinn entspräche oder Konzessionen machte. Das ist immerhin etwas, ein Argument, welches sich denn doch für meinen moralischen Instinkt und meine politische Urteilskraft ins Feld führen lässt. Aber es ist nicht genug.

Ja, vielleicht verhält es sich sogar so, dass dieser völlige Mangel an Kontakt mit der Nazi-Mentalität es mir zunächst schwer oder unmöglich machte, eben diese Mentalität wirkungsvoll

42 Zeilen
zu bekämpfen.... Man bekämpft nicht, oder doch nicht mit vollem Einsatz, was man durchaus verachtet Wovon war denn die Rede in den seltsamen Liedern, die der braune Pöbel auf den Gassen hören liess? Worum handelte es sich in ihrem kuriosen Pamphleten und Manifesten? Irgendetwas musste sich doch verbergen hinter all diesem absurden Gerede über Juden, Zinsknechtschaft und Versailler Diktat - irgendein geheimer Sinn, zugänglich nur dem Eingeweihten. Dieser begriff vielleicht, was gemeint war, wenn mit wunderlicher Insistenz behauptet wurde, die Israeliten wollten Deutschland zerstören, ein Verdacht, dessen Unhaltbarkeit sich für jeden Vernünftigen von selbst verstand. Aber vielleicht wurde in die Mysterien der Nazi-Seele nur eingeweiht, wer die Vernunft in sich überwunden, endgültig auf sie verzichtet hatte? War man noch nicht so weit, so konnte einem wohl etwas beklommen zumute werden angesichts von soviel Dummheit und Lüge.

Mir war beklommen zumute, aber nicht beklommen genug - eben weil ich nicht verstehen wollte, dass die Mehrzahl meiner Mitbürger das 'sacrificium intellectus' längst gebracht und die störende Vernunft in sich ertötet hatte. Dergleichen hält man möglichst lang für ein Ding der Unmöglichkeit... Mir wollte es nicht in den Kopf, dass die Deutschen Hitler~~n~~ allen Ernstes für einen grossen Mann, ja für den Messias halten könnten. Der und gross? Man brauchte ihn doch nur anzusehen!

Ich hatte wiederholt Gelegenheit, diese Physiognomie zu studieren. Einmal aus nächster Nähe, etwa eine halbe Stunde lang. Das war ungefähr ein Jahr vor der 'Machtergreifung'. Die Carlton Teestube in München war damals eines seiner Stammlokale, eine Tatsache, von der ich übrigens keinerlei Kenntnis hatte, als ich dort eines Nachmittags eintrat, um mir eine Tasse Kaffee zu genehmigen. Ich entschied mich für dieses Lokal, weil das Kaffeehützpold - gerade gegenüber, auf der anderen Seite der Brienner Strasse - neuerdings zum Treffpunkt der SA/ und SS geworden war: ein anständiger Mensch verkehrte dort nicht mehr. Der Führer, wie sich nun herausstellte, teilte meine Aversion gegen seine tapferen Mannen; auch er bevorzugte die Intimität des distinguierten 'Tea Room'.

Da sass er, umgeben von ein paar bevorzugten Spiessgesellen, und liess sich sein Erdbeertörtchen schmecken. Ich nahm am Nebentisch Platz, kaum einen Meter entfernt. Er verschmauste noch ein Erdbeertörtchen mit Schlagrahm (die Kuchen waren gut, im 'Carlton'); dann ein drittes - wenn es nicht schon das vierte war. Ich esse selbst recht gerne süsses Zeug; aber der Anblick seiner halb infantilen, halb raubtierhaften Gefrässigkeit verschlug mir den Appetit. Übrigens wollte ich, da der Zufall mich nun einmal herbeigeführt hatte, meine ganze Aufmerksamkeit auf das Schleckermäulchen am Nebentisch konzentrieren, was mir kaum möglich gewesen wäre, hätte ich selbst geschleckt.

Zwei Fragen waren es vor allem, die mich beschäftigten, während dieser dreissig Minuten unheimlicher Nachbarschaft: erstens, worin lag das Geheimnis seiner Wirkung, seiner Faszination? Und, zweitens, an wen erinnerte er mich, wem sah er ähnlich? Ohne Frage, er glich einem Mann, den ich nicht persönlich kannte, aber dessen Portrait ich oft gesehen hatte. Wer war es nur? Nicht Charlie Chaplin. Beileibe nicht! Chaplin hat das Schnurrbärtchen, aber doch nicht die Nase, die fleischige, gemeine, ja obszöne Nase, die mich sofort als das garstigste und am meisten charakteristische Detail der Hitlerschen Physiognomie beeindruckt hatte. Chaplin hat Charme, Anmut, Geist, Intensität - Eigenschaften, von denen bei meinem Schlagrahmschmatzenden Nachbarn durchaus nichts zu bemerken war. Dieser erschien vielmehr von höchst unedler Substanz und Beschaffenheit, ein böseartiger Spiesser mit hysterisch getrübttem Blick in der bleichgedunsenen Visage. Nichts, was auf Grösse, oder auch nur auf Begabung schliessen lassen konnte!

Es war gewiss kein erfreuliches Gefühl, in der Nähe einer solchen Kreatur zu sitzen; und doch konnte ich mich nicht sattsehen an der widrigen Fresse. Besonders attraktiv hatte ich ihn zwar nie gefunden, weder im Bilde, noch auf der illuminierten Tribüne; aber die Hässlichkeit, der ich mich nun gegenüberfand, übertraf doch all meine Erwartungen. Die Vulgarität seiner Züge beruhigte mich, tat mir wohl. Ich sah ihn an und dachte: 'Du wirst nicht siegen, Schickelgruber, und wenn Du Dir die Seele aus dem Leibe brüllst. Du willst Deutschland beherrschen? Diktator willst Du sein - mit der Nase? Dass ich nicht kichere! Du bist derartig mies, dass du einem beinahe leid tun könntest - wenn deine

~~Miesigkeit nicht eben von so besonders abstossender Natur wäre...~~
Lass dir nur noch ein Erdbeertörtchen kommen, Schickelgruber - es ist wohl das fünfte? - : in ein paar Jahren kannst du dir's nicht mehr leisten; ein Bettler, ein Vergessener, wirst du sein, in ein paar kurzen Mährlein. Du kommst nie zur Macht!'

52. Zeilen
Gab es keine blutige Gloriöle um sein Haupt, mich zu warnen? Keine Schrift an der Wand der Carlton-Teestube? Nichts Beunruhigendes liess sich bemerken. Nur rosig diskretes Licht, gedämpfte Musik, gehäufte Bäckereien und, inmitten dieses schlagrahmsüssen Idylls, ein unsympathischer, aber gewiss harmloser kleiner Mann mit komischem Schnurrbärtchen und eigensinniger Stirn, der im Kreise gleichfalls unbedeutender Kumpane seine Tasse Schokolade schlürfte.

Während ich die Kellnerin rief, um meine Konsumation zu bezahlen, fiel mir plötzlich ein, an wen der Kerl mich erinnerte. Haarmann, selbstverständlich. Wieso war ich darauf nicht schon längst gekommen? Freilich doch, er sah aus wie der Knabenmörder von Hannover, dessen Prozess unlängst Sensation gemacht hatte. Ob er, der österreichische Operettenhabitué am Nebentisch, ebenso tüchtig war wie sein norddeutscher Doppelgänger? Dieser homosexuelle Blaubart hatte es fertiggebracht, dreissig bis vierzig junge Buben in seine gastliche Stube zu locken, wo er ihnen im Liebesakt die Kehle durchbiess und aus den Leichen schmackhafte Wurstwaren machte. Eine stupende Leistung, besonders, wenn man bedenkt, dass der emsige Kinderfreund in einem engen Mietshaus zwischen wachsamen Nachbarn logierte! Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg: mit zäher Zielstrebigkeit setzt man noch das scheinbar Unmögliche durch... Die Ähnlichkeit zwischen den beiden Tatmenschen frappierte mich. Schnurrbart und Locke, der verhangene Blick, der zugleich wehleidige und rohe Mund, die sture Stirn, ja sogar die anstössige Nase. Es war alles dasselbe!/'So was kommt nie zur Macht!' Ich war meiner Sache ganz sicher, da ich mich nun dem Ausgang zubewegte. 'Du bist eine Niete, Schickelgruber. Bei dir langt es höchstens zum Lustmord.'

Kein blutiger Schein? Keine Schrift? Kein warnendes Zeichen? -

Eine Nation, die sich sonst soviel auf ihre Dichter und Denker zugute getan hatte, akzeptierte eine Wanze als 'Mann des Schicksals'. Wie konnte es so weit kommen? Diese Deutschen, ich verstand sie nicht.

Aber war ich nicht selber einer? Doch, ich war es wohl. Nicht nur der Sprache nach. Deutsche Kultur hatte mein Weltbild, mein geistiges Wesen geformt oder doch entscheidend beeinflusst. Ein Elternhaus wie das meine - und was daraus hervorgegangen ist, wüsste nichts vom Deutschtum? Eine Kindheit im Zeichen deutscher Lieder und Märchen, eine Jugend mit Novalis, Nietzsche, Hölderlin, George - und man wäre deutschem Geiste fremd?

Vielleicht fühlte man sich ihm zu verwandt, zu nah verbunden, diesem grossen und schönen Geist, um seine Verfälschung und Entwürdigung mitmachen oder auch nur mit ansehen zu können; vielleicht war man so innig beheimatet in der Sphäre europäisch-universalen Deutschtums, dass man zum Heimatlosen werden musste in dem Lande, wo der universale Gedanke nur noch als Welt-eroberungstraum lebendig blieb.

Ja, der gerade erst Erwachsene wusste schon, was Heimatlosigkeit ist, und lebte doch noch im Lande seiner Geburt. Deutschland war mir fremd, ich war ein Fremder in Deutschland, noch ehe ich mich endgültig von ihm trennte."

Die Trennung, - unsere Trennung von Deutschland, meine ^{Hörerinnen} ~~Damen~~ und ^{Hörer} ~~Herren~~, vollzog sich, nicht ohne dass es vorher - und längst vor der "Machtübernahme" - zu den wüstesten Angriffen auf uns, zu Drohungen und Saalschlachten gekommen wäre. Heinrich Mann, unser Vater, Klaus und sogar ich galten den nationalen Erneuerern und Erhebern unseres Landes als gefährliche Schädlinge.

Was mich betrifft, so muss ich leider sagen, dass ich derlei ^{Charakterisierung} ~~Schmeichelhafte~~ weit weniger verdiente als Onkel, Vater oder Bruder. Bald 26 Jahre war ich alt, als ich - unwissentlich genug - den kommenden Herren den ^{ersten} ~~bescheidensten~~ Beweis lieferte für meine "Gefährlichkeit": die Leitung einer Frauenversammlung gegen den Krieg hatte mich engagiert - als Schauspielerin, nicht als Rednerin. Dennoch war es meine Rezitation, die den Skandal provozierte. Die Heldin des Abends, Marcelle Capi, die grosse französische Pazifistin, sprach französisch, das Pack hatte kein Wort verstanden, und so wandte die gesammelte Nazi-Wut sich gegen mich. Erst damals, während ich in die von Roheit, Hysterie und fürchterlicher Dummheit gezeichneten Gesichter der Burschen starrte, die von allen Seiten Stühleschwingend zur Tribüne vorzudringen suchten,

auf der ich einsam stand, begriff ich, worum es ging; dass dies Sache aller Denkenden war, und also auch die meine. Hatte ich nicht geglaubt, als junge Schauspielerin, die es zu etwas bringen wollte, täte ich besser, ganz meinem Beruf zu leben, und die Politik denen zu überlassen, deren Beruf sie sei? Gewiss, Klaus - auch er kein Politiker - war in Wort und Schrift seit Jahren politisch tätig - ~~nicht~~ ^{keineswegs} ausschliesslich, doch in immer zunehmendem Masse. Aber er war ein Schriftsteller, und als solcher wohl genötigt, allerlei Gebiete mit einzubeziehen in seine Arbeit. Ich dagegen spielte die Rollen, die man mir gab und damit basta. Jetzt aber, inmitten der Saalschlacht, unschuldige Ursache des Aufruhrs und schutzloses Ziel der Angreifer, verstand ich innerhalb von wenigen Minuten, was Jahre mich nicht hatten lehren können. Meine neue Einsicht bewährte sich zunächst auf höchst unpraktische Art: ich blieb stehen, wo ich war. Solange es irgend ging, sprach ich weiter, schrie meinen pazifistischen Text (der gar nicht der meine war!) hinein in den wilden Lärm, der unter mir tobte. Dann, als die völlige Sinnlosigkeit meines schon heiseren Geschreis mir deutlich wurde, stand ich schweigend auf meinem Posten, den freiwillig zu verlassen ich nicht gesonnen war. Ich hatte Glück. Irgendwer erklärte die Versammlung für geschlossen, und zum guten Ende erschien gar noch die Polizei, - wie immer zu spät, um Verhaftungen vornehmen zu können.

Dies Vorkommnis war es, das mich weckte. Von nun an (man schrieb schon 1931) "kämpfte" ich. Mit einem blassen Anschein von Recht galt ich jetzt den Braunen als aktive Feindin ihres Unternehmens.

"Konnten wir", fragt Klaus an dieser Stelle im Text, "uns irgendwelche Illusionen machen über den Ausgang des Kampfes, dem wir nun unwiderruflich verschworen waren? Noch wollte man das Äusserste - die Etablierung der Hitlerdiktatur - nicht für möglich halten, ~~man klammerte sich an ermutigende Zeiten, wobei man schon bescheiden genug geworden war, die Wiederwahl des senilen Hindenburg, Frühling 1932, als 'ermutigend' zu empfinden. Aber~~ im ganzen war es doch eine Stimmung bitterer Bereitschaft und militanter Resignation, die ~~uns~~ in unserem Kreise und in unserem Hause herrschte. Meine Mutter, die während des ersten Krieges auffallend klarsichtig gewesen war, bewies wieder ihren gesunden Realismus. Sehr deutlich erinnere

Dennoch war es

ich mich der Gespräche, in denen wir die Härten und Abenteuer des Exils halb scherzhaft, halb mit bangem Schauer antizipierten. Wird es sehr schlimm sein?, fragten wir einander. Und dann mochte wohl einer von uns hastig hinzufügen, als ob es gelte, irgendeinen möglichen Einwand im voraus zurückzuweisen: 'Denn wir würden doch natürlich nicht in Deutschland bleiben, wenn ... ich meine, falls ...' Wir verstanden alle....

Nicht, als ob man schon in einer 'verzweifelten Situation', völlig auf dem Hund gewesen wäre! Im Gegenteil, es gab immer noch genug Betrieb, sogar nach Erfolg sah es zuweilen aus. Man schrieb für die grossen Revuen, UHU, DAME, QUERSCHNITT, oder für die literarisch ambitionierte Tagespresse, VOSSISCHE ZEITUNG, BERLINER TAGEBLATT. Man plauderte am Radio, las in einem Konzertsaal oder einer Bücherstube aus ~~UNGEDRUCKTEM~~ Ungedrucktem vor, eine Filmidee wurde verkauft ... Aber bei all diesen finanziell lohnenden und übrigens nicht unamüsanten Aktivitäten blieb das Gefühl der Hohlheit, der Vergeblichkeit. Inmitten der allgemeinen Auflösung wurde die eigene Betriebsamkeit zur makabren Farce. Man schwatzte, scherzte, warnte, predigte, - und es gab keine Antwort.

Oder gab es doch eine? Hinter der immer noch intakten Fassade unserer unheimlich ^ulebenslaufenden Existenz erschien das drohende Zeichen. Blutrote Hieroglyphe am verfinsterten Horizont. MENE, MENE, TEKEL, UPHARSIN ... Wer begreift die Mahnung des verhüllten Gottes? Überhörst Du sie oder missverstehst ihren Sinn, so wirst du fallen. Und fallen wirst Du, wenn Du den Spruch verstehst, hast aber nicht die Kraft, ihm zu folgen. Nur wer versteht und hat die Kraft zu folgen, nur der bleibt verschont. - Verschont? Er wird leben müssen. Das Teil, das er gewählt hat, ist das schwerste."

meine Damen und Herren!
Die Schrift, ^udie blutige Schrift an der Wand, - war es nicht, als sollten wir sie leibhaftig vor uns sehen, Klaus und ich, ~~noch~~ ^{noch} ehe ihr Sinn sich erfüllte?

"Ich habe", schreibt Klaus, "mehr Freunde durch Selbstmord verloren, als durch Krankheit, Verbrechen oder Unglücksfälle."

Und tatsächlich kam es in unserem engsten Kreise mehrmals zu Selbstmord-Epidemien. Die erste ereignete sich während der Jahre unmittelbar vor Ausbruch des 3. Reiches. Unter den erschreckend vielen, die uns damals verliessen, (und Klaus nennt sie alle; Schmerz und der bitterste Neid mischen sich seltsam

in seinen Nachrufen), - unter ihnen, die damals gingen, war einer uns nah wie ein Bruder. Richard Hallgarten hatten wir immer gekannt. Mit ihm waren wir aufgewachsen. Von all unseren Freunden waren wir ihm am zärtlichsten zugetan. Er war Maler, hochbegabt und seiner Kunst fanatisch ergeben. Er war ein glänzender Skifahrer, und mit ihm segeln zu gehen, war ein wunderbar aufregender und wilder Spass. Er war, schien uns immer, der lebendigste von uns allen. Warum, am Tage, bevor wir gemeinsam die grosse Rekordfahrt nach Persien antreten wollten (zwei Automobile hatte eine Firma uns zu Reklamezwecken gestellt, -) und wie sehr ~~hervor~~ schien unser Rickie sich auf das Abenteuer zu freuen!) warum jagte er sich eine Kugel ins Herz? Es war in seinem Häuschen in Utting am Ammersee, dass Rickie Hand an sich legte, und dorthin fuhren wir, Klaus und ich, um ihn noch einmal zu sehen. - Liebevoll und schrecklich genau schildert mein Bruder, wie dies Ende uns traf; er unternimmt es, diesen Tod zu deuten, den zeitgemässen, gemäss der Zeit kurz vor der Katastrophe. Auch unser letztes Beisammensein mit Rickie wird wiedergegeben, wiedererlebt in seiner ganzen, furchtbaren Traurigkeit.

Wie zwei angstvolle Kinder.
"Hand in Hand", heisst es da, "stiegen wir durch das fahle Zwielflicht hinauf zum Schreckenszimmer, wo unser Bruder erschossen lag."

Und weiter rollt sie sich ab, die nie und in keiner Einzelheit zu vergessende Szene. Schliesslich bin ich es, von der gesagt wird:

"Dann stiess sie einen unterdrückten kleinen Schrei aus und deutete auf die Wand hinter dem Bett: 'Was ist das ...?'. - Die Wand war mit Blut bespritzt. Er hatte die letzten Spuren seines feuchten, vergänglichen Lebens wie ein Tapetenmuster auf die kreidige Fläche getupft.

3 Zeilen
Wir standen beisammen, von Grauen ^{hier} gelähmt. Meine eigenen Worte klangen mir sinnlos, fast anstössig und blasphemisch: 'Er muss eine Schlagader getroffen haben ... das Herz vielleicht ... Er hat es wohl nicht mehr gespürt.'

Die Blutschrift an der Wand starrte uns an, eine letzte Botschaft, deren Sinn wir nicht erfassen konnten... MENE, MENE, TEKEL ..."

Unbarmherzig nimmt die Geschichte ihren Fortgang, im Buch der Erinnerungen, wie in der Wirklichkeit der frühen Dreissiger Jahre. Der folgende Abschnitt, wie wohl sein Beginn noch in München spielt, trägt schon die Überschrift

"EXIL".

Im März 1933 hatten wir, Klaus und ich, zehn Tage in den Schweizer Bergen verbracht. Ein absonderliches Unternehmen, das antifaschistische Cabaret "Die Pfeffermühle", das wir mit einer kleinen Schar mutiger und künstlerisch teilweise hervorragender Helfer am 1. Januar tollkühn eröffneten, hatte eingeschlagen in München. Noch war man aufsässig ~~dort~~ ^{hier} und freute sich unserer Aggressivität. Zwei Monate lang hatte die Mühle sich munter gedreht. Nun wurde der Raum uns zu eng; in grösserem Rahmen sollte weitergemacht werden; das neue Theater befand sich unsererwegen im Umbau (man bedenke, all dies nach dem Reichstagsbrand!), während wir beide im Frieden des noch winterlichen Gebirgs am neuen Programm dichteten. Am 12. März, dem gleichen Tage, an dem Hitlers "Gauleiter", der Herr Ritter von Epp, einzog in München, kamen auch wir, die Handtaschen voll ~~von~~ ^{mit} anti-nazistischen Texten, dort wieder an.

"Die Stadt", berichtet Klaus, "war besiegt, war gleichgeschaltet, wir spürten es, rochen es, so wie wir am Hauptbahnhof aus unserem Schweizer Zug stiegen; - Hans, der Familienchauffeur, erwartete uns wie gewöhnlich am Bahnhofsplatz mit dem Familienbuick. Aber seine Haltung, sein Ausdruck war sonderbar verändert. Er sah blass und verstört aus, ein grosser starker Bursche, und nun zitterte er! Ja, es war eine ganz auffallend zittrige Hand, mit der er uns den Wagenschlag öffnete; auch seine Stimme bebte. 'Sein's vorsichtig!', flüsterte er bewegt. 'Alle zwei, aber besonders Sie, Fräulein Erika! Hinter Ihnen san's her, vom Braunen Haus die ^{Sie} wissen S' schon. Gehen S' nicht auf die Strassen, Fräulein Erika! Sagen S' niemandem, dass S' da sind, Herr Klaus. Wenn die Sie derwischen ...'. Seine Gebärde liess keinen Zweifel darüber, was uns in diesem Falle geschehen würde.

Erst später sollten wir erfahren, warum unser treuer Hans an jenem Tage so nervös war und woher er soviel wusste. Er war ein doppelter Verräter mit schlechtem Gewissen, der stämmige Biedermann mit seinem blonden Schopf und dem sinnenden blauen Blick. Seit mehreren Jahren schon arbeitete er als Spitzel

für das Braune Haus, wo er über alles, was bei uns geschah, regelmässig Bericht erstattete. Diesmal aber, im entscheidenden Augenblick, hatte er seine Pflicht vergessen und uns gewarnt, aus Gründen der Menschlichkeit, wie anzunehmen ist.

Einige unserer Freunde waren schon verhaftet, wie man uns von zuverlässiger Seite in vorsichtig gewählten Ausdrücken wissen liess. Auch wir fühlten uns kaum geneigt, den Zusammenstoss mit den neuen Herren zu riskieren. Lange würde der Spuk ja wohl nicht dauern, so versicherten wir einander ohne rechte Überzeugung. Ein paar Wochen, ein paar Monate vielleicht, dann musste die Nation zur Besinnung kommen und sich des schmachvollen Regimes entledigen. 'Ich nehme nur einen Handkoffer mit', entschied Erika. Auch ich packte nur das Nötigste, zwei Anzüge, etwas Wäsche, ein paar Bücher und Manuskripte. - Erika reiste noch am Abend unseres Ankunftstages in die Schweiz, wo es galt, die Eltern genau ins Bild zu setzen. Sie hielten sich dort ganz "unpolitischerweise" auf, - zur Erholung, nach einer 4 ausländischen Vortragsreise unseres Vaters. Ich fuhr 24 Stunden später, nach Paris.

24 Stunden allein im leeren Haus, allein in der schon fremd, schon feindlich gewordenen Stadt! Ich war sehr traurig, viel trauriger, meinte ich damals, als es dem Anlass entsprach. Das Haus - unser 'Kinderhaus' - wurde mir beängstigend, bedrückend. Was hatte ich hier noch zu suchen? Jeden Augenblick konnten die Häscher kommen Rastlos wanderte ich durch die öden Stuben. Wie still es war! So still hatte ich das Haus nie gekannt. Die vertrauten Dinge, Bilder, Schränke, lange Bücherreihen, der blinde Homer, die Lübecker Kandelaber, starrten mich schweigend an. - Die Einsamkeit wurde unerträglich, ich rief nach dem Chauffeur; zusammen tranken wir mehrere Gläser von Zauberers bestem französischem Cognac. Dergleichen war noch nie vorgekommen; aber sowohl Hans als auch ich fanden, dass es nicht mehr drauf ankam. Wir stiessen an, wobei sein Blick feucht wurde; auch das Zittern der Hand liess sich wieder bemerken. Mit bebender, dabei markiger Stimme wünschte er mir gute Reise und 'eine glückliche Zukunft im Ausland'. Es gab wiederholtes Händeschütteln, erst im Hause, dann auf dem Bahnplatz, schliesslich durch das offene Fenster meines Abteils. Ich fühlte mich nicht mehr so traurig, weil eine Stimme da war, die zu mir sprach, und eine Hand, die ich schütteln durfte. - Der letzte

Mensch, den ich in der Heimat sah, der letzte, der mich tröstete, war ein gutmütiger Lump und blauäugiger Doppelverräter. - Ich verliess Deutschland am 13. März 1933."

Was folgt, meine ^{Hörerinnen und Hörer} ~~Damen und Herren~~, ist die Schilderung des Unverständnisses, ja der Missbilligung, auf die wir stiessen, draussen in den Gastländern, wie drinnen, bei denen, die uns brieflich zurückriefen. Einer, der besonders eindringlich lockte und mit allen Mitteln zu verführen suchte, ein Jugendfreund, W.E.Süskind mit Namen, erhielt von Klaus eine Antwort. Sie war kurz und besagte kaum mehr als "Nein!"

"Sollte ich erklären", heisst es an dieser Stelle im Text, "warum der Gedanke an Rückkehr sich für mich verbot? Es wäre zu schwierig gewesen - oder zu einfach. Angst spielte wohl nur eine sekundäre Rolle in dem Gefühlskomplex, der meine Position bestimmte. Zudem 'rassisch Verfolgten' konnte ich mich nicht rechnen, ganz abgesehen davon, dass der organisierte Antisemitismus um diese Zeit noch nicht in voller Stärke eingesetzt hatte. Selbst die sogenannten 'Nürnberger Gesetze', die mehr als drei Jahre später erfunden wurden, hätten mir, wenn ich nicht irre, den Status eines 'aufnordnungspflichtigen Mischlings' zuerkannt. - - Und meine politische Vergangenheit? Das hätte sich richten lassen. Man konnte bereuen, Abbitte tun, zu Kreuze kriechen, dergleichen ist vorgekommen. Die Nazis übten Grossmut, - wo es vorteilhaft für sie schien. K.M., nicht ganz unbekannter Sprössling des bekannten T.M., als Renegat! das hätte unserem Goebbels so gepasst. Noch lieber wäre ihm eine 'Konversion' unserer ganzen Familie gewesen. Mit welchem breitem Grinsen würde der diabolische Reklamechef uns empfangen haben! Waren wir also 'freiwillige' Emigranten? - Doch nicht ganz. Wir konnten nicht zurück. Der Ekel hätte uns getötet, der Ekel an der eigenen Erbärmlichkeit und an dem widrigen Treiben um uns her. Ein guter, ein wahrhaft zwingender Grund, sich fernzuhalten! - Hitler, ein Schicksal? Hitler, ein Problem? Eine Pest war er, die man meidet. ~~Freilich~~ Freilich auch eine Gefahr, die man bekämpft.

Hätte ich, hätten wir ihn wirkungsvoller bekämpft, wenn wir daheim geblieben oder in die Heimat zurückgekehrt wären? Diese Frage stellten wir uns wohl selbst, gleich zu Anfang und dann immer wieder. Später sollte sie uns auch von anderen vorgelegt werden, von jenen nämlich, die den grossen Übelgeruch

an Ort und Stelle mitgemacht. Unter ihnen gab es echte Kämpfer; gerade mit diesen suchten wir Emigranten den Kontakt zu wahren, auch helfen konnten wir ihnen wohl zuweilen. Andere behaupteten nachher, gekämpft zu haben; sie zählten sich zur 'inneren Emigration', zu einer diskreten Widerstandsbewegung. Die Frage bleibt, ob unsere Gegenwart, unser Beistand ihnen nützlich und willkommen gewesen wäre. (Ich sage 'wir' und meine nicht nur die Mitglieder meines Hauses, sondern auch viele nicht-jüdische Schicksalsgenossen, die sich damals mit uns fragen mussten, wohin sie gehörten.) Ganz abgesehen davon, dass wir von Temperamentes wegen nicht ganz zu den 'Stillen' passten, unser schlechter Ruf hätte die heimliche 'Resistance' kompromittiert. Zu exponiert, um in der Masse zu verschwinden; politisch zu sehr abgestempelt, um ~~keine~~ feine Indifferenz vorzutäuschen, hätten wir in Nazi-Deutschland nur zwischen sinnlosem Martyrium und opportunistischem Verrat die Wahl gehabt. Das Konzentrationslager oder die Gleichschaltung, keine dritte Möglichkeit schien sich uns 'drinnen' zu bieten. 'Draussen' gab es einiges zu tun, auch im Dienst und Interesse jenes 'besseren Deutschland', an das wir den Glauben nicht verlieren wollten.

Die Frage, ob unser Platz im Dritten Reich gewesen wäre ..
Ich habe sie mir gestellt und ich habe sie mir beantwortet.
Die Antwort lautet: NEIN.

Man hat oft geirrt im Leben, hat mancherlei zu bereuen. Dies eine hat man richtig gemacht, aus Instinkt mehr denn aus 'Überzeugung': Warum sollte man dafür nicht dankbar sein? Die Emigration war nicht gut. Das Dritte Reich war schlimmer."

Nein, liebe Hörer, die Emigration war nicht gut. Ich kann es bezeugen, obwohl wir ~~noch~~ zu den Privilegierten gehörten, und körperliche Entbehrungen uns meist erspart blieben. Aber in dieser Welt der Nationalstaaten und des Nationalismus ist ein Mann ohne Nation, ein Staatenloser übel dran. Die Behörden des Gastlandes behandeln ihn mit Misstrauen; er wird schikaniert. Auch Verdienstmöglichkeiten bieten sich nicht leicht. Wer sollte sich des Verbannten annehmen? Welche Instanz verteidigte sein Recht? Er hat 'nichts hinter sich' - keine Macht. Gewiss nicht zufällig gab es in unseren Reihen beinahe von Anbeginn die vielen, auffallend und unverhältnismässig vielen Toten. Man starb schnell im Exil, plötzlicher und geschwinder als daheim. Selbstmord und Herzschlag (der Tod an gebrochenen Herzen) wüteten

unter den ~~Heimkehrern~~ ^{Für die} Unseren. ~~Der~~ ^{an:} Überlebenden blieb der Jammer um die verlorene Heimat, die bohrende Sorge um gefährdete Freunde, 'drinnen', wie 'draussen'; die Passschwierigkeiten, und um die Arbeitsbewilligungen der unaufhörliche Kampf. Schliesslich nahm man uns gar die Sprache, und es galt zu lernen, in einem fremden Idiom druckreif zu schreiben und öffentlich zu sprechen. Nein, die Emigration war nicht gut. Schlimmer aber und quälender vielleicht, als alles andere, war unsere Ohnmacht angesichts einer Welt, die unser Wissen nicht wollte, unseren Ruf, unsere Warnung verhallen liess, wo nicht ungehört, so doch unbeachtet.

"Emigranten-Psychose" - nachsichtig oder gereizt hielt man es uns entgegen, die ^{hier} nicht müde werden durften, den noch freien Nationen immer wieder zu versichern: Ihr seid in Gefahr. Hitler ist gefährlich. Hitler ist der Krieg. Glaubt nicht an seine angebliche Friedensliebe. Er lügt! Lasst euch nicht von ihm einschüchtern. Er ist nicht so stark wie er tut, - noch nicht. Erlaubt ihm nicht, stärker zu werden! Jetzt würde eine Geste, ein starkes Wort von eurer Seite genügen, ihn zu stürzen. In ein paar Jahren wird der Preis höher sein, schliesslich müsst ihr es euch Millionen Menschen kosten lassen. Stürzt ihn, solange es billig ist! Brecht die diplomatischen Beziehungen mit ihm ab! Boykottiert ihn! Isoliert ihn! Erledigt ihn! - Ach, die noch freien Nationen nahmen unsere Kassandraschreie mit "realistischer" Skepsis auf. Und dann: war es nicht der "Drang nach dem Osten", der Hitlers Rüstungen motivierte? War es nicht ^{nur} die Sowjetunion, ~~die~~ ^{die es} ~~er~~ ^{haben wollte} zu erledigen gedachte? Und war dies nicht ~~im~~ ^{machten} ganz vorzüglich, - was immer die Emigranten schwatzten, die mit der Heimat wohl ein bisschen die Balance verloren hatten?

Innerhalb der sich ständig verändernden Grenzen, die uns festlich waren
Die Emigration war nicht gut. Dabei florierten unsere Unternehmungen. Die exilierten Verlage litten an ^{mangeln} ~~keinem~~ Autoren keinen Mangel, wobei es keineswegs allein die "rassisch" oder politisch ~~bedürftig~~ hoffnungslos Kompromittierten waren, die das Weite gesucht hatten. Fritz von Unruh und Leonhard Frank, Berthold Brecht und Werner Hegemann, René Schickele und Annette Kolb, Georg Kaiser, Irmgard Keun und Erich Maria Remarque, Heinrich und Thomas Mann, um nur diese zu nennen, zählten zum enormen Figurenbestand der literarischen Emigration. "Wichtige Neuerscheinungen" gab es die Fülle; Zeitschriften wurden gegründet, Kongresse abgehalten, - und wenn noch im Exil die verkrachten deutschen

Vernichten wollte?

Künstlern

Politiker nicht aufhörten, einander zu befeinden, - unter den ~~Politikern~~ der verschiedensten politischen Richtungen gab es, besonders in diesen ersten Jahren, eine echte, fruchtbare Solidarität.

Klaus, schon immer ein leidenschaftlicher und unermüdlicher Arbeiter, schien jetzt von Fleiss wie besessen. Neben seiner schöpferischen Arbeit galten seine Bemühungen der gesamten Emigrantenpresse und einer grossen Reihe freiheitlich gesinnter europäischer Blätter. Ab September 1933 erschien überdies seine eigene Zeitschrift, "Die Sammlung". Zu ihren Mitarbeitern gehörten fast alle deutschen Literaten und Dichter im Ausland, ausserdem aber eine Reihe nicht-deutscher Autoren von internationalem Prestige.

Meinerseits hatte ich am 1. Oktober 1933 in Zürich "Die Pfeffermühle" wieder eröffnet. Die wichtigsten und mir liebsten Mitglieder, - die unvergleichliche Giehse, vor allem, - auch Magnus Henning, der hochnotwendige Pianist-Komponist, ~~unter xdx~~ und die attraktive Sybille Schloss, - hatten Deutschland gleichfalls verlassen, und waren der "Mühle" treu geblieben. Mit Programmen, die bei stetig zunehmender Bewölkung des politischen Himmels häufig gewechselt sein wollten, ~~und immer "schärfer" wurden~~, bereisten wir erst die Schweiz, dann Holland, Belgien, Luxemburg und die Tschechoslowakei. Kaum war die tschechische Tour absolviert, trat man in der Schweiz eine neue an, und in weniger als vier Jahren hatte die ^{kleine} Truppe es auf 1034 Vorstellungen gebracht.

und frisch
"Pfeffer"

Von alledem handelt das Kapitel "Exil". Das Leben der Exilierten, besonders der Schriftsteller, in seinen verschiedenen Aspekten, den trüben und argen und den besseren, durch Kameradschaft und Arbeit erhellten, wird hier treulich geschildert. Amsterdam, Zürich, Salzburg, Wien, Prag, Paris, die französische Riviera - der Leser besucht die vielen Zentren der Emigration und er trifft von den Verbannten eine erhebliche Zahl. Ernst Toller, Ödön von Horwath, Josef Roth, Hermann Kesten, Alfred Neumann, Bruno Frank, Franz Werfel, Konrad Heiden, Franz Theodor ~~Isokor~~, Alfred Polgar, Theodor Plivier, - und die Liste geht weiter und hat scheinbar kein Ende. Seinen Schicksalsgenossen gönnt hier der Autor mehr Raum, als der eigenen Bemühung. Und doch wiegt die künstlerische Ernte seines Exils (ein Stück, eine Novelle, die Gide-Biographie und vier grosse Romane) weit schwerer als

der bunte Ertrag früherer Jahre. Was er vor 1933 geschrieben, spiegelt den Jüngling. In der Verbannung erst zeigt sich der Mann. ¹

~~Er zeigt sich noch und besonders in den argen Augenblicken (und wieviele sind ihrer gewesen!), da an seiner Seite die lieben Freunde fallen. René Crevel, junger französischer Schriftsteller, Idealist und Rebell und, seit Rickies Tod, Klaus am nächsten von allen, ging freiwillig aus dem Leben, ein Opfer der Zeit, auch er - auf verschiedene, direktere Art.~~

~~"Das war", schreibt der sich Erinnernde, "im Sommer 1935, etwas über drei Jahre, nachdem mein anderer Herzbruder und liebster Kumpan Selbstmord begangen hatte. Muss mich's ewig mahnen! Es mahnt mich ewig. Ich vergesse viel; aber die Augenblicke, die mich vom Tode meiner Lieben unterrichten, die bleiben mir gegenwärtig. Jedesmal stirbt ein Stück von mir mit; jedesmal fühle ich mich selbst um einen Grad bereiter werden. Nach so vielen Abschieden wird der eigene leicht. Möge ich gehen dürfen, ehe alle teuren Gesichter mir hier entschwunden sind. Ich liesse gern den einen oder anderen zurück, der vielleicht meiner gedächte."~~

~~So schrieb er, Monate nur, ehe er selber ging. Aber damals, im Sommer 1935, war er nach Paris gekommen, weil er sprechen sollte auf einem Schriftstellerkongress "gegen Krieg und Faschismus", für den auch René Crevel als Redner vorgesehen war. Am Morgen nach seiner Ankunft läutet bei Klaus das Telefon: René ist tot.~~

~~"Am gleichen Tage", schreibt er, "begannen die Sitzungen des Kongresses. Mein Onkel Heinrich sprach gegen Krieg und Fascismus. Mein grosser Freund André Gide sprach gegen Krieg und Fascismus. Der gescheite Huxley, der sympathische E.M.Forster, der wirkungsvolle André Malraux: sie sprachen alle gegen Krieg und Fascismus. Und René war tot. Zwischen den Darbietungen redete ich mit Mopsa Sternheim; sie war seine Freundin gewesen, sie war meine Freundin. Wir weinten zusammen. 'Er war der Beste!'; sagte Mopsa immer wieder. 'Er war der Beste von allen. Und lohnt es sich noch zu kämpfen, wenn die Besten gehen? Und lohnt es sich noch?'~~

~~'Solange wir da sind...', sagte ich; 'solange er da war, hat er sich doch auch sehr brav gehalten.'~~

~~Jemand winkte mir von der Tür zum Versammlungssaal. Ich war an der Reihe: man erwartete mich auf der Rednerbühne. Ich wischte Mopsa die Tränen vom Gesicht. Ich küsste sie. Dann folgte ich dem Herrn mit der Armbinde zum Podium.~~

~~Ich sprach gegen Krieg und Fascismus." II~~

+

+

+

Dies, liebe Hörer, ist wieder Amerika, - das Amerika des Frühlings 38. Das Kapitel, bei dem wir halten, heisst

"DER VULKAN",

und war es nicht ein Vulkan, auf dem damals die Menschheit - und insbesondere die amerikanische - ihren Geschäften und Vergnügungen nachging, als sei keinerlei Ausbruch ^{zu} besorgen? Ich

lese Ihnen aus diesem Kapitel ein paar letzte Abschnitte, ^{ohne 4b =} *zigen meinerseits nochmals das Wort zu ergreifen. Von nun an spricht Keanz allein. Er sagt:*

"Man wird älter, ist nicht mehr ganz jung und siehe da, die Zeit beschleunigt sich. Ein Jahr, das war doch einmal eine grosse Sache! Und jetzt? Kaum hat es angefangen, ist's auch schon wieder aus. Je älter man wird, - die 'Erwachsenen' haben es immer behauptet -, desto schneller vergeht die Zeit: dem Grabe zu, immer flüchtiger, immer wesenloser.

Wenn wir besser lebten, mehr in Einklang mit dem mütterlichen All, vielleicht wären uns die Tage, die Jahreszeiten haltbarer, solider, wirklicher. 'O Seligkeit der kleinen Kreatur, die immer bleibt im Schosse, der sie austrug...' Rainer Maria Rilke, dessen späte Gedankenlyrik mich so oft mit Trost und Rat versorgt, wusste mehr als irgendein anderer von diesem Glück pflanzenhaften Eingefügtseins, vom verlorenen Paradies des 'reinen Raums', 'in den die Blumen unendlich aufgehen' und dem auch die Mücke, 'kleine Kreatur', noch zugehörig bleibt. Schon der Vogel aber, - tragisch-bewusstes, problematisch-unabhängiges Geschöpf, ein Hamlet fast, im Vergleich zur selig-eingeordneten Rose, - hat keinen ganzen Frieden mehr, nur 'halbe Sicherheit'. Und Wir?

*Wenn
völlig
unmöglich
wäre*

'Und wir, Zuschauer immer, überall,
dem allen zugewandt und nie hinaus!
Uns überfüllt's. Wir ordnen's. Es zerfällt.
Wir ordnen's wieder und zerfallen selbst.'

Ich sitze in einem New Yorker Hotelzimmer und bemühe mich, das wirre, reiche, trübe Exil-Erlebnis in epische Form zu bringen. Die Überfülle der Eindrücke und Probleme will geordnet sein, ehe wir selbst ~~xxxx~~ zerfallen. *Erinnertes und Geahntes, Traum und Gedanke, Einsicht und Gefühl der Todestrieb, die Wollust und der Kampf (Kampf, physische Gewalt, Mord und Opfer als paradox-desperate Konsequenz moralischer Entscheidung), die Entwurzlungsneurose, das Heimweh als Geißel und Stimulans, die Fratze der Infamie, die Glorie des Erbarmens, (warum keine Engel, vielleicht da es Teufel gibt?), viele Formen des Heroismus (Spanien! und wusste man nicht auch von Beispielen des Heldentums im Dritten Reich?), Begegnungen, Abschiede, Ängste, Einsamkeit, Umarmung und Empfängnis, die Geburt eines Kindes und wieder Kampf, und wieder Abschied und wieder Einsamkeit, das Pathos des 'Umsonst', der Entschluss zum 'Trotzdem': all dies galt es hineinzuwoben in den wortreichen Teppich. Nicht fehlen durfte dem Ganzen die düster-fahle Farbe der Gefahr, schweflicher Reflex nahender Feuerbrände, phosphoreszierende Aura des Verhängnisses.*

'Für wen schreibe ich?'. Diesmal bin nicht ich es, der da nächtlich seufzt, oder ich seufze doch mit fremdem Akzent. Eine meiner Romanfiguren, der junge Emigrant Martin Korella, brütet über dem Emigrantenroman, den ich ihn schreiben lasse und den er übrigens nie vollenden wird. Es ist still im Zimmer. Die Dunkelheit erbleicht, wird fahl, hellgraue Töne mischen sich in die Schatten; der neue Tag kommt wohl bald. Die Stunde der Dämmerung ist Martins beste. Er schreibt: 'Für wen schreibe ich? Immer haben Dichter sorgenvoll darüber nachgedacht. Und wenn sie es gar nicht wussten, dann haben sie wohl - hochmütig und resigniert, stolz und verzweifelt - behauptet: Für die Kommenden! Nicht Euch, den Zeitgenossen, gehört unser Wort; es gehört der Zukunft, den noch Ungeborenen Geschlechtern.

Die Horizonte unseres Daseins sind verfinstert. Die drohend geballten Wolken kündeten schon lange das Gewitter an. Es könnte ein Gewitter ohnegleichen werden. Die Katastrophen aber sind kein Dauerzustand. Die Himmel, die wir heute so tief verschattet sehen, erhellen sich wohl wieder. Werden wir, die wir jetzt

kämpfen und leiden, von diesem neuen Licht noch beschienen werden?

Es sind andere unterwegs: jüngere Kameraden, jüngere Brüder, - wir hören schon ihren leichten Schritt. Denken wir an diese, wenn wir ermüden wollen! Lieben wir die noch Namenlosen! Ihre Stirnen sind blank von einer Unschuld, die wir längst verloren. Unsere jungen Brüder sollen nicht schuldig werden, wie unsere Väter, wie wir es gewesen sind. Sie sollen sich freier entwickeln, besser und schöner, kühner und frommer, klüger und sanfter werden dürfen, als es uns gestattet war.

Das Lächeln der flüchtigen, zerstreuten Dankbarkeit, mit der die jüngeren Kameraden unser vielleicht gedenken werden, muss des Lohnes genug für uns sein. Irgendwo werden sie, von denen wir uns so gerne vorstellen, dass sie glücklicher sind als wir, auf Spuren stossen, die von unseren Leiden und Kämpfen zeugen: diesen Leiden und Kämpfen, die uns heute ganz in Anspruch nehmen, von deren Gewicht und Bitterkeit jenen Knaben aber wahrscheinlich die Vorstellung fehlen wird. Dann werden sie, für eine ganz kurze Weile, innehalten in ihren Spielen und in ihrem Werk. Ein paar gerührte Sekunden lang beschattet Nachdenklichkeit ihre Stirn, einer Wolke gleich, die schnell vorüber ist. Sie blättern, nicht ohne Mitleid und vielleicht nicht ganz ohne Achtung, in dieser Chronik von den vielen Wanderungen und den vielen Fragen. Dann kommt ihnen wohl eine Ahnung, was von uns gesündigt und bereut, durchkämpft, gelitten worden ist - und wir sind nicht vergessen."

- - -

S 14 way !

$$S. 1 = 7 \text{ 7 Zellen}$$

$$S 3 = 3 \text{ 11}$$

$$S 3 = 5 \text{ 11}$$

$$S 7 = 7, 5 \text{ 11}$$

$$S 14 = 11, 5 \text{ 11}$$

$$S 15 = 2 \text{ 11}$$

$$S 16 = 5 \text{ 11}$$

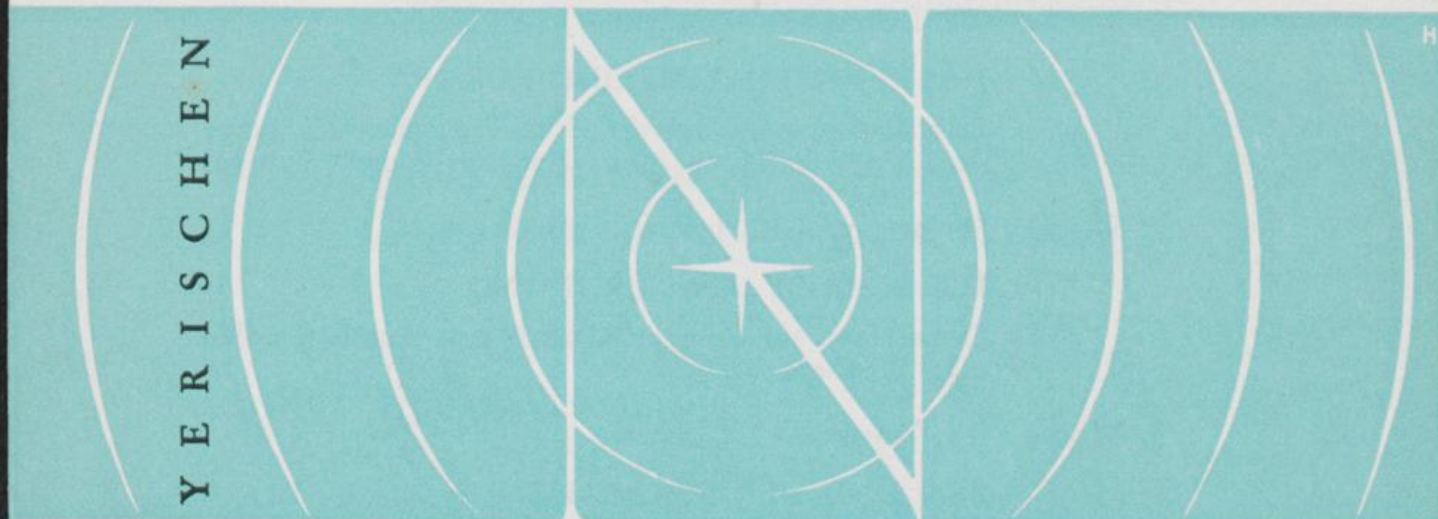
$$S 17 = 3 \text{ 11}$$

$$S 22 = 14 \text{ 11}$$

$$S 23 = 2431$$

81 Zellen

EINE SENDEREIHE DES BAYERISCHEN RUNDFUNKS



DAS NACHTSTUDIO

1 • VIERTELJAHR 1953

DAS NACHTSTUDIO

1. Vierteljahr 1953

Wöchentlich eine Sendung

(Tag und Stunde: bitte laufendes Wochenprogramm beachten!)

Januar

1. Woche (28. Dezember — 3. Januar)

DAS CHRISTENTUM UND EUROPA

Eine Untersuchung von Friedrich Heer über die Frage der „Verchristlichung“ und „Entchristlichung“ Europas

2. Woche (4. Januar — 10. Januar)

DIE SCHRIFT AN DER WAND

Erika Mann spricht über Klaus Manns Autobiographie „Der Wendepunkt“

3. Woche (11. Januar — 17. Januar)

ZEN UND DER SURREALISMUS

Ein Kapitel west-östlicher Psychologie, aufgezeichnet von Walter Hilsbecher

4. Woche (18. Januar — 24. Januar)

DER KRIEG IM MODERNEN ROMAN

Eine vergleichende Analyse von Milo Dor und Reinhard Federmann

5. Woche (25. Januar — 31. Januar)

PRÜFUNGEN UND AUSLESE I

Prüfen wir richtig?
Ein Gespräch über Fragen der heutigen Examensordnung.
Manuskript: Wolfgang Clemen

Februar

6. Woche (1. Februar — 7. Februar)

PRÜFUNGEN UND AUSLESE II

Das Auslese-Verfahren
Eine weitere Unterhaltung über die Methoden der Auslese in unserer Gesellschaft.
Manuskript: Wolfgang Clemen

7. Woche (8. Februar — 14. Februar)

DIE PERSER

von Aischylos. Deutsche Übertragung: Ernst Buschor.
Musik: Carl Orff. Regie: Friedrich-Carl Kobbe

8. Woche (15. Februar — 21. Februar)

DER FALL GEORG LUKACS

Ein Gespräch über marxistische Literaturwissenschaft.
Manuskript: Leo Kofler

9. Woche (22. Februar — 28. Februar)

„DAS SCHEITERN IST DAS LETZTE“

Eine Sendung zum 70. Geburtstag von Karl Jaspers

März

10. Woche (1. März — 7. März)

WO STEHT DIE SOZIOLOGIE?

Eine Bilanz, aufgestellt von Hans Kilian

11. Woche (8. März — 14. März)

**GIBT ES EINE NICHTCHRISTLICHE
PHILOSOPHIE?**

Eine Diskussion in Beiträgen von Max Bense, Hans
Kudszus und Josef Pieper

12. Woche (15. März — 21. März)

UNTERNEHMUNG UND GEWERKSCHAFT

Ein Streitgespräch zwischen Werner Mende S.J. und Rüdiger Proske

13. Woche (22. März — 28. März)

HERR BIEDERMANN UND DIE BRANDSTIFTER

Ein unwahrscheinliches Hörspiel von Max Frisch

Leitung des „Nachtstudios“: *Dr. Gerhard Szczesny*
Regie: *Friedrich Sauer*

»DIE WISSENSCHAFT SOLL EIN GEMEINGUT ALLER SEIN«

Professor Walther Gerlach hat uns zu seiner vom 5. Januar bis 30. März 1953 laufenden Vorlesungsreihe

DIE PHYSIKALISCHE FORSCHUNG

Ergebnisse und Bedeutung

die im Rahmen unserer wissenschaftlichen Nachtvorträge in 13 Folgen jeden Montag von 22.00 bis 22.15 Uhr zur Sendung kommt, folgende einführende Zeilen zur Verfügung gestellt.

Unser tägliches Leben wird durch die Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Forschung in einem Umfang bestimmt, der sehr vielen Menschen gar nicht mehr zum Bewußtsein kommt. Ohne die Wichtigkeit der biologischen oder chemischen Forschung einschränken zu wollen, muß doch erkannt werden, daß der Physik eine dauernd wachsende Bedeutung zukommt. Sie darf heute als die Grundlagenwissenschaft für alles materielle Geschehen bezeichnet werden. Ihre Methoden haben nicht nur die Grenzen des Erforschbaren in die Ferne der Fixsternwelten und die Bereiche der Elementarteilchen der Materie ausgeweitet; sie haben eine besondere Meßkunst entwickelt: feinste Waagen für die Mikrochemie, Mikroskop und Elektronenmikroskop für die Erforschung der Strukturen von Zellen, Bakterien und Viren, Verstärker für die Wahrnehmung minimaler Energien elektrischer Wellen. Die Physik hat mit Röntgen- und Radiumstrahlen der wissenschaftlichen und praktischen Medizin unschätzbare Hilfe geleistet, sie hat mit der Entdeckung des Elektromagnetismus die Energieversorgung zur Verbesserung der Lebensbedingungen der Menschheit ermöglicht und mit der künstlichen Freimachung der Atomenergie eine für die Zukunft bedeutungsvolle Energiequelle gefunden. Es gibt kaum eine physikalische Entdeckung, welche sich nicht in erhöhter Sicherheit des Menschen gegen Naturgewalten, in Verbesserung der Arbeitsbedingungen, in Erleichterung der Schwierigkeiten des täglichen Lebens auswirkt und bei hinreichender und vernünftiger Verwendung noch viel segensreicher auswirken könnte.

Vor allem aber hat die physikalische Forschung zu einer Neuorientierung des Menschen in der Welt geführt. Wenn Copernikus die Erde aus dem Mittelpunkt der Welt entfernte und an ihre Stelle die Sonne setzte, so hat der Mensch durch die Physik eine neue beherrschende Stellung gewonnen: von ihr aus ist die Einheit aller Erscheinungen, ihre Zurückführung auf Grundgesetze, auf Urphänomene zu erkennen — aber auch die Grenzen der physikalischen Erkenntnis. Von diesem zweifachen Wesen der physikalischen Forschung soll in den Vorträgen gesprochen werden. Ihre Ergebnisse führen uns zu immer tieferen Einblicken in die Geheimnisse der Materie; sie ermöglichen zugleich immer neuen Nutzen für ein materiell und geistig gesteigertes Leben. Von echtem Gewinn kann dieses aber nur sein, wenn die Menschen wissen, daß sie die technischen Möglichkeiten nur genießen können, wenn sie die Notwendigkeit ihrer Ausgestaltung durch erweiterte Forschung einsehen; und wenn sie einsehen, daß die zunehmende Macht über die Gewalten der Natur nur dem ethisch Starken zum Segen gereichen kann.

„Die Wissenschaft soll ein Gemeingut aller sein“ — unter diesem Motto soll gezeigt werden, wie sich im Anschluß an Galilei und Kepler eine einheitliche Forschungsmethode entwickelte, wie die physikalische Forschung jede neue Entdeckung oder Erkenntnis benützte, früher behandelte Probleme noch grundsätzlicher zu sehen und miteinander in Verbindung zu bringen — stets aber nur das als richtig anzuerkennen, was widerspruchlos durch die Experimente bestätigt ist. Dieses durch stete Kontrolle geregelte Fortschreiten der Erkenntnis — zugleich Erweiterung, Verbreiterung und Vertiefung — ist der bisher letzte Entwicklungsweg der rationalen Kultur. Die Physik hat ihn gebahnt und gebaut.